

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 249. Bromberg, den 28. Oktober 1930.

Susannes Revolution.

Eine untragische Geschichte
von Margaret Laube.

17. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.)

Susanne schweigt einige Minuten. „Sie haben sie sehr lieb?" fragt sie plötzlich brüsk.

„Darüber spreche ich mit Ihnen nicht, Susanne." Er zieht die Beine an sich und geht ans Fenster. Der Zug fährt gerade in den Blankeneser Bahnhof ein. „Wollten Sie auch an die Elbe?"

„Ich denke, Sie wollen allein sein?"

Jo sieht zärtlich auf sie herunter. „Nein. Sie haben mich mißverstanden. Ich will mit Ihnen gern allein sein."

Draußen vor dem Bahnhof greift der Sturm nach ihnen. Sie müssen sich hart dagegenstemmen. „Ich liebe diesen Aufruhr! Die Elbe wird toben!" ruft Jo durch den Wind. Susanne trägt ihre Mütze in der Hand. Sie hat ihr Löwenjunges an. Sie haben beide lange Beine und kämpfen sich rasch gegen den Wind vorwärts.

Da Jo nicht mehr spricht, schweigt Susanne auch. Er ist mein erster, wirklicher Kamerad, denkt sie, während sie neben ihm ausschreitet. Wir gehen wie ein Gespann. Dagegen Vera mit ihren Spatzentrippelschrittchen —

Sie will so etwas nicht denken! Wie kommt sie dazu, Vera herabzusetzen. Tückische und böse Einfälle. Sie stolpert.

„Nanu?" macht Jo. Sein Gesicht hat sich gerötet. Er hat wieder mehr Ähnlichkeit mit dem Schiläufer von Veilchenbrunnen. „Sind Sie müde?"

„Nichts. Nur ein Stein." Ihr Blut tanzt. Jubelt. Nicht erst heute, nicht erst, seit sie Seite an Seite mit ihm ausschreitet wie jetzt. Schon lange . . .

Nicht mit ihrem Herzen setzt sie Vera herunter. Dieser rote, rauschende Strom von Blut ist es, der über Vera hinwegflutet. Der Vera den Mann neidet, von dem Susanne nicht weiß, wieviel an ihm der kleinen blassen Baltin gehört.

Er liebt mich, hämmert die Melodie seiner und ihrer Schritte durch den sausenden Wind, er will mich! Ich werde geliebt! Ich werde es einmal sagen hören!

Ich bin vielleich doch schön. Vielleicht war ich es immer und habe es nur nicht gewußt. Denn es war so selbstverständlich, daß ich immer nur die Millionen von Papa sah.

Ich war blind. Obgleich ich doch schon gut erkannte, daß dieser vergoldete Käfig nicht das wirkliche Leben sein konnte. Das wirkliche Leben ist ganz anders. Es braust von Wundern. Ich bin noch jung genug, um sie alle zu erleben. Tausend Möglichkeiten gibt es. Einen Mann, der mich schön findet, mich selbst, ohne Brillanten, ohne Goldbrokat. Einfach in einem Zahnarztkittel. Oder heute in meinem Löwenjungen, das ich selbst bezahlt habe . . .

„Können Sie auch so rennen, Susanne?"

Sie lacht laut auf. Es prallt wie ein Vogelschrei an Jos Ohr. „Die Zahlen sind alle verschwunden, Susanne! Der Wind hat sie schon weggefegt!"

Sie strahlt in sein jetzt ganz offenes und starkes Gesicht hinein. „Ja! Und das Leben ist noch lang und wundervoll! Für Sie! Für uns!"

„Glauben Sie daran?"

„Ja!" Welche Lebensbejahung sie hat! Er sieht ihr nach, wie sie zwei Schritte vor ihm über die abgeblühte Heide zu dem Kiefernwäldchen hinstrebt. „Da unten sieht schon die Elbe durch die Bäume! Wie die Wellen sich überschlagen!"

„Windstärke acht! Die Schaumreiter stürmen das Ufer. Sehen Sie den Kutter?"

Susanne folgt seiner Hand. Mitten auf dem Strom kämpft ein Finkenwärder Fischkutter mit rostbraunem Segel gegen Sturm und Ebbe.

„Es ist eine uralte Kogge, Susanne. Wikinger haben sie gebaut. Als sie mit Pech und Farbe bestrichen war, viel blut- und feuerroter Farbe, da zogen sie mit ihr nach Süden, ins Mittagsmeer. Und die frommen Lateiner bekreuzigten sich, denn es waren die Barbaren, die da kamen. Sie hatten einen gräßlichen Appetit und Fäuste wie Hämmer. Und sie wußten nicht, was das ist: sich bekreuzigen. Sie aßen und nahmen. Weiter taten sie nichts. Tüchtige Leute. Gesund und unersättlich. — Jetzt kommen sie zurück. Nach mehr als tausend Jahren. Sehen Sie, wie der Schiffsschnabel sich noch immer hungrig aufbäumt. Er hat noch nicht genug!"

Susanne folgt bezaubert der schaukelnden Kogge. Ihr kurzes Haar weht auf. Ihre Augen brennen mit weißer Flamme. „Nein, Jo. Es ist ja auch so viel für sie da! Es nimmt ja kein Ende, Jo. Weißt du das nicht?"

Jos Gesicht flammt auf. Seine Fäuste beben. Noch hält er sie in den Taschen seines Jacketts. „Du hast Wikingeraugen, Susanne. Aus Meer und Wind gemacht. Ist die Welt noch immer unerschöpflich, wie damals? Glaubst du das?"

„Ja!" Hinter ihrem hellen Kopf glitzern die Nadeln der Kiefern. Ganz oben jagen sich noch immer graue und weiße Wolken. In Susannes wildem Gesicht schmilzt etwas. Ihr Mund wird weich. So sah sie noch nie in ihrem Leben aus. Jo weiß es. So kann sie noch nie ausgesehen haben. Denn dann wäre sie keinen Tag ihres Lebens allein gewesen.

Im nächsten Augenblick hat er sie in den Armen. „Susanne."

Susanne schließt die Augen. Jetzt jagt hinter ihren Lidern das Hell und Dunkel der wilden Wolken vorbei. Und darüber ist Jos flammendes Gesicht, hinter dem das Blut rast. Das verwandte, geliebte Blut.

Vera, hüpft es schwach und nur als Hauch durch ihr Bewußtsein . . .

Der Wind braust stundenlang weiter von Westen, er ist herb und hart wie die Nordsee, von der er stammt. Die Ebbe ist zum Stillstand gekommen, eine rote Boje im Strom hat sich aufgerichtet, eine Weile stillgestanden im unschlüssigen Wasser, dann hat sie sich auf die andere Seite hinübergelegt und neigt sich gegen Stadt und Land. Von der Mündung des großen Stromes kommen die Wasser-

massen zurück. Langsam fressen sie den noch feuchten Ufersand. Mit ihnen kommen die großen Dampfer herauf.

Noch immer sitzen Susanne und Jo an derselben Stelle unter den Kiefern. Sie wissen nicht, wie lange sie schon hier oben im Wind sitzen. Als der erste Dampfer aufheult und nach dem Schlepper ruft, wacht Jo auf. Er greift nach seiner Uhr. „Drei, Susanne." Seine Stimme ist belegt. Er räuspert sich und sucht ziellos in seinen Taschen umher.

Susanne lehnt gegen einen Kiefernstamm. Alle ihre Glieder sind willenlos, weich in der hohen, raschelnden Heide. Sie starrt auf den Dampfer, dessen Sirene immer wieder heult. „Dieser eilige Fluß. Er hat keine Zeit. Er muß immer fließen. Und du hast auch keine Zeit. Schiffe, Stadt, Vera . . ."

Er greift nach ihren Händen. Sie liegen still in seinen großen Fäusten. Sie sind nervig und lang und liegen doch ganz still. Jo will etwas sagen. Er will sein und Veras Geheimnis sagen. Aber er soll jetzt nicht sprechen. Susanne will es nicht. Und Vera, die auch über sein Gemüt jetzt wie ein Hauch flattert, wie das schwache Wehen von zwei ängstlichen Flügeln, will es auch nicht. Es ist ihm fast unmöglich zu schweigen. Sein Gesicht, das so glücklich entspannt war, verzerrt sich.

„Sprich nicht! Denk nicht! — Nimm es hin!" Susannes Stimme ist hell und hoch. Sie richtet sich auf und kniet. „Sprich heute nicht! Mir brennt auch etwas auf der Zunge. Ich meine, ich müßte mein Herz ganz aufreißen und dir alles zeigen! Aber ich kann nicht —"

Sie stockt. Warum kann sie nicht? Ist Jo nicht ein Einziger, ganz getrennt von denen, die nicht von ihrem Geld wissen dürfen? Jo wird sich um ihr Geld nicht kümmern, nur um sie.

Aber schon ist der heiße Strom des Vertrauens jäh unterbrochen, staut sich, bleibt stehen. Jo ist auch nur ein Mann. Dazu einer, der ohnmächtig in seinen Ketten knirscht. Der nichts Höheres erreichen will für sich als Reichtum, Unabhängigkeit, Bewegungsfreiheit. Wenn er hört, daß sie nicht arm ist, dann liebt er sie vielleicht nicht mehr um ihrer selbst willen, dann ist alle Reinheit, alles Feuer wieder vergiftet . . .

Sie stöhnt auf, als sie ihn an sich zieht und noch einmal seinen Mund mit ihren Lippen zudeckt. Es zuckt auf seinen Lippen. Eine Qual zittert aus ihnen. Er glaubt sie zu erkennen. Diese Qual ist Vera, die hauchdünn, aber unzerreißbar, eine Wand zwischen ihnen aufrichtet.

„Wir wollen nichts sprechen, Jo", flüstert sie zwischen ihren Küssen, „heute liebst du mich. Sag mir, daß du mich heute liebst!"

Jo meint, daß er die Fäuste schütteln müßte gegen etwas, das wie Stricke sich um seine Arme windet. Er drückt Susannes Kopf gegen sein Gesicht: „Ich liebe dich. Du bist Salomé. Die andere Welt!"

Susanne lächelt, während sie ihre Stirn gegen seine Wange preßt. „Aber ich will deinen Kopf nicht, Jochanaan, nie, hörst du?"

Er hört es. Aber er sieht nicht aus, als wenn er glaubt, was er hört.

Dann verläßt Susanne hastig ihren Platz an der Kiefer, und sie eilen zum Bahnhof hinunter.

13. Kapitel.

An dem Tag, der Susanne die zweite bedeutsame Umwälzung in ihrem Leben bringen soll, erlebt sie vorher noch ein Scherzo, ein kleines Intermezzo ohne Wichtigkeit und Einfluß auf ihr Handeln, und nur soweit überhaupt erwähnenswert, weil es ihr Selbstgefühl steigert.

Sie hat sich nach der Nachmittags-Sprechstunde gerade die Hände gründlich gereinigt, als es draußen noch einmal läutet und Fräulein Berthaus, die sonst den Arbeitstisch im Hinterzimmer nicht verläßt, einem verspäteten Patienten die Tür öffnet und ihn zu Dr. Merow hineinführt.

Susanne sieht gedankenvoll zu, wie das kalte Wasser über ihre Hände läuft. Seit zehn Tagen hat sie weder Vera noch Jo gesehen. Fürchtet Jo sich vor dem Wiedersehen? Hat er Vera etwas von der Szene an der Elbe gesagt? Vera hat nicht telephoniert. Und sie selbst hat auch Vera nicht angerufen. Hier ist etwas, dem man mit Kaltblütigkeit nicht beikommen kann. Ist sie im Unrecht gegen Vera? Gibt es überhaupt ein solches Unrecht?

Liebt ist Jo?

Sie kann nicht vergleichen, denn sie hat nie vorher geliebt. Aber wenn sie an Veras Angst und an ihre Tränen denkt, als Jo vor drei Wochen zu seinem Direktor eingeladen worden war und auch hinging, dann scheint es ihr, daß ihre Liebe mit der Veras gar keine Ähnlichkeit hat. Angst ist nicht in ihr, es sei denn eine scheue Angst vor Veras Verzweiflung.

Jeden Abend, wenn sie im Bett liegt, rast sie gegen die Tatsache an, daß ein Mensch verzweifelt, der die beständige Aufmerksamkeit und Liebe eines andern zu verlieren fürchtet. Jo ist in ihrem Leben der erste Mann, an dessen Leidenschaft sie glaubt. Sie gilt ihr, dem Weib, und ist nicht künstlich gefüttert worden mit ihrem Reichtum.

Liebt sie ihn deshalb? — —

Aus der Freundschaft zu dreien ist ein beklommenes Sich-Ausweichen geworden. Muß das so sein? Sie will etwas ganz anderes von Jo als Vera. Können sie sich nicht teilen in den gemeinsamen Freund? Nein, sie will ebenso wenig teilen wie Vera . . .

In diesem Augenblick kommt Fräulein Berthaus ins Waschzimmer und ruft nach ihr. „Fräulein Susanne, es ist noch ein Patient gekommen, der morgen abreisen will! Sie müssen wohl noch einmal hineingehen!"

Susanne nickt. „Ich komme sofort."

Als sie ins Sprechzimmer tritt, liegt der Patient schon zurückgelehnt im Stuhl. Sie bemerkte flüchtig gutbeschuhte männliche Füße, inzwischen gibt Dr. Merow schon seine leisen Anweisungen. „Warmes Wasser! Bohrer Birnenform Nummer zwei. Noch einen zweiten bereitlegen. Danke."

Susanne hantiert mit denselben stillen Bewegungen wie der alte Arzt, als sei seine Gelassenheit auf sie übergegangen, nimmt die kleinen Bohrer heraus und bereitet die Schälchen für die Plombenfüllung vor. Der elektrische Apparat summt.

Ihretwegen kann es gern noch eine Stunde dauern. Sie wird nicht erwartet. „Ich muß etwas tun, daß die alte Freundschaft wieder hergestellt wird", denkt sie, während sie am Instrumentenschrank wartet, „ich muß entweder die Stunden an der Elbe ignorieren oder Vera aufgeben, über Vera hinweggehen, — nein, das kann ich nicht —"

„Alkohol absolut, Fräulein! Watte!" Leise klirren die Gegenstände auf der Glasplatte. Sie füllt ein Glas mit lauwarmem Wasser und schiebt es in den Ständer zur Linken des Patienten. Jetzt stellt Dr. Merow den Bohrer ab. Der Patient richtet seinen Kopf auf und sieht sich nach dem Glas Wasser um. Susanne reicht es ihm. Einen Augenblick bleibt seine zugreifende Hand in der Luft stehen, das Wasser in Susannes Hand hüpft auf im Glas, dann nimmt er es ihr ab.

Susanne verschwindet hinter Dr. Merows Rücken, ein kleines, sehr amüsantes Lächeln bleibt auf ihrem Gesicht: es ist Larassée, der dort unter Dr. Merows Händen liegt.

Der chevalier errant. Wie peinlich muß es ihm sein, dort zu sitzen und vor ihren Augen den Mund zu öffnen. Sie hat lange nicht mehr an ihn gedacht. Zuletzt als sie mit Vera über Liebe und Eifersucht philosophierte. Larassée und Liebe! Als sie damals im Schlitten neben ihm saß, hatte sie Jo bereits gesehen. Vielleicht war das bedeutsamer als sie ahnte.

Sie lugt um die Lehne des Stuhles herum: er ist elegant. Jetzt führt er sein seidenes Taschentuch zum Munde, dabei bemerkt sie einen Ehering an seinem Finger. Das alte boshafte Zucken an ihren Mundwinkeln ist plötzlich wieder da. Er hat also sein Ziel erreicht. Jetzt spricht er, er antwortet einer Frage des Arztes, die sie überhört hat: „Ja, schließen Sie bitte die Behandlung heute ab, wenn es irgend geht! Ich muß morgen an Bord der „Deutschland" gehen."

Also er wandert aus. Die „Deutschland" fährt nach Nordamerika.

„Metall anrühren, bitte! Vorher Sandpapierscheibe!" Sie reicht mechanisch das Instrument herüber. Dann rührt sie in dem kleinen Tiegel. Die Komik der Situation erfaßt sie immer mehr. Der chevalier errant, dem es anscheinend gut geht, der seidene Strümpfe trägt und seidene Taschentücher benutzt, die er sich auf seinem Beutezug er-

obert hat, muß sich von ihr Dienste tun lassen. Er, der Abenteurer, von ihr, der Millionärin!

Zum erstenmal denkt sie dieses Wort ruhig und ohne Aufbegehren. Denn sie ist noch Millionärin, trotzdem sie hungerte, beinah ohne Obdach war und einem alten freundlichen Zahnarzt Instrumente zureicht. Noch liegen die Millionen unberührt für sie da. Nicht einmal tot liegen sie da, nein, sie warten auf sie, arbeiten und hecken, werden immer mehr, jeder Tag häuft ein neues Blättchen Zinsen auf sie. Sie denkt zum erstenmal an diese Millionen ohne Haß.

(Fortsetzung folgt.)

Tragödie im Vorraum.

Eine Episode aus dem Leben, erzählt von **Georg Eschenbach.**

Die Luft ist ein wenig muffig, hier im Vorraum zum Geschäftszimmer des Herrn Ministerialdirigenten. Der Amtsgehilfe öffnet die Fenster nicht gern. Vor dreißig Jahren, als er hier einzog, stand es nicht in seiner Vorschrift, daß er während der Dienststunden lüften sollte. Warum Neuerungen einführen?

Die Luft ist ein wenig muffig, und die Menschen sind es auch. Sie warten darauf, zum Mächtigen dort drinnen zugelassen zu werden. Sie sehen zwar nicht recht ein, warum sie so lange warten müssen, denn seitdem die ersten hier sitzen, ist noch keiner hinein gerufen worden. Aber vielleicht muß das so sein, denken sie. Und dann vertreiben sie sich die Zeit, dem Amtsgehilfen bei der Arbeit zuzusehen.

Nach seinen Mienen zu urteilen, ist es ein ganz wichtiges Dokument, das er dort hektographiert. Wie er sorgfältig einen unbeschriebenen Bogen nach dem anderen auf die gelbe Masse legt, genau abgemessen, damit die Schrift nicht um den Bruchteil eines Millimeters aus dem Lot gerät. Wie er dann andachtsvoll mit der Rolle über das Blatt fährt, daß keine Falte entsteht und damit die Schrift überall gleich deutlich wiedergegeben wird. Wie er die Bogen vorsichtig mit den Fingernägeln am Rande anfaßt und langsam abzieht. Wie er jeden einzelnen prüft, ob das Werk auch gelungen, und wie er ihn dann befriedigt zu den anderen legt. Ein Mann der Pflicht, ein Mann, der sich der Wichtigkeit seiner Stellung voll bewußt ist. Ein gewisses beruhigendes Fluidum geht von ihm aus, das allen Wartenden dort hinten sagt: „Ich bin die Säule, auf die sich die Abteilung XVI des Landwirtschaftsministeriums stützt."

Doch plötzlich fliegen alle Blicke nach der Tür. Nicht nach der, die den gewöhnlichen Sterblichen einläßt. Auch nicht nach jener, die zum Mächtigen führt, sondern nach einer Tür, die bisher ein Geheimnis barg. Nun öffnet sie sich und gibt dieses Geheimnis preis: Ein junges Mädchen, hübsch, schlank, gut gekleidet, unbekümmert. Es lacht noch einmal ins Zimmer zurück, in dem die Schreibmaschinen klappern, und dann läßt es die Tür mit munterem Knall ins Schloß fallen.

Der Amtsgehilfe richtet sich auf. Zweifellos will er den geräuschvollen Eindringling mit strafendem Blick auf das Unziemliche seines Benehmens hinweisen. Läßt man auch in einem Ministerium die Türen knallen!

Doch gleich darauf glättet sich sein Gesicht. Seine Tochter! Er sieht die bewundernden Blicke der Wartenden, und Vaterstolz erfüllt sein Amtsgehilfenherz. Seine schöne Tochter, sein Ein und Alles. Leuchteten nicht auch die Augen des Herrn Ministerialdirigenten ein wenig auf, als er sie zum ersten Male sah? Damals bei der Bewerbung um den freien Posten der fünften Stenotypistin der Abteilung XVI? Und nun ist sie innerhalb eines Jahres schon zur dritten aufgerückt. Wie lange noch, dann wird sie erste Stenotypistin sein und damit gleichzeitig Sekretärin und rechte Hand des Herrn Ministerialdirigenten. Seine Tochter!

Sie schreitet durch den Raum. Die Blicke aller Wartenden folgen ihr. Das Zimmer scheint plötzlich erhellt zu sein, und die muffige Luft ist verflogen. Ein unbestimmbarer Wohlgeruch erfüllt den Raum: Jugend und Parfüm. Sie trägt eine Mappe unter dem Arm, zieht ein winziges Döschen aus der aufgenähten Tasche ihrer Seidenbluse, öffnet es, sieht in das Spiegelchen, das sich auf der Innenseite des Deckels befindet, und macht sich mit dem Puderquästlein noch schöner. Dann verstaut sie alles wieder in der Tasche, lächelt dem Vater zu und verschwindet im Zimmer des Herrn Ministerialdirigenten. Ja, seine Tochter, die darf das!

Nach ein paar Minuten tritt sie wieder in den Vorraum. Sie ist guter Laune und leutselig gestimmt. So wendet sie sich an den Vater: „Na, wie geht's?" Kein anderer dürfte an den Amtsgehilfen ein solche Frage richten. Er würde ihn durch einen mißbilligenden Blick in seine Schranken zurückweisen. Seine Tochter darf auch das. Sein Gesicht verzieht sich sogar ein wenig zum Lächeln, und er unterbricht für einen Augenblick seine Arbeit.

„Ach, du Ärmster!" lacht da plötzlich die Tochter. Offen und laut im Vorzimmer zum Herrn Ministerialdirigenten! Das darf nicht einmal die Tochter des Amtsgehilfen. Er will sie tadeln. Er kommt nicht dazu. „Ach, du Ärmster!" ruft sie nochmals. „Womit plagst du dich da ab! Du hektographierst diesen Wisch umständlich Blatt für Blatt. Gib her. Drüben haben wir eine Maschine. Damit drehe ich dir das ganze Zeug in ein paar Minuten durch." Sie packt ohne jede Ehrfurcht das Hektographenblatt und die schönen unbeschriebenen Bogen, lächelt unbekümmert, wirft den bewundernden Wartenden einen raschen Blick zu: „Was bin ich doch eine gute Tochter!" und fegt aus dem Zimmer.

Ein leiser Hauch von Jugend bleibt im Raume zurück. Doch die muffige Luft verdrängt ihn rasch, und dann ist das Zimmer düster, fast wie ein Grab. An seinem Tische sitzt der Amtsgehilfe vor der leeren Hektographenmaschine. Er starrt ins Leere und überhört zum ersten Mal in seinem Leben das Klingelzeichen des Herrn Ministerialdirigenten. Ein Mensch hat seine Arbeit unnütz genannt. Die Säule, auf die sich die Abteilung XVI stützte, ist zusammengebrochen.

Die eigene Tochter stürzte sie.

Susanne und ihr Fahrensmann.

Skizze von **G. W. Beyer.**

„Dunnerslag!" spuckte Hein Pinkert über die Reling ins Goldene Horn hinunter, als die „Annette Rievenstal" um Serai Burnu herumbog. „Is doch 'ne bannig grote und prächt'ge Stadt, düsses Kunstenopel! Dat sullst du di man fix 'n büschen ankieken."

Hein Pinkert guckte sich Konstantinopel an. In Emin Eunu fing er an. Dann rutschte er langsam über Yeni Köpru hinüber nach Galata und etappenweise die Perastraße hinauf. War aber alles nicht recht nach seinem Geschmack. Mädels und türkischen und serbischen Köhm genug, doch mit dem Grog da haperte es und auch mit der Sprache.

Mißgelaunt zottelte Hein Pinkert an Galata Serai vorbei. Doch plötzlich heiterte sich seine betrübte Miene auf. „Karl Simmatseder" stand da über einer Kneipe. Endlich einer, mit dem ein Mensch ein vernünftiges Wort reden konnte! Hein Pinkert ging vor Anker.

Drinnen wurde er noch angenehmer überrascht, denn ein paar Minuten später wußte er, daß Karl Simmatseder trotz seiner Wiener Herkunft einen richtigen steifen Grog brauen konnte und eine fesche Kellnerin hatte. Susanne hieß die junge Dame. „Büschen kom'schen Namen", meinte Hein Pinkert, „abert sünst 'ne ganz nüdliche Deern mit'n ordentlichen Hümpel achtern und vörn." — „Was sagen Sie?" fragte Susanne. „Ich segg': Se sünd recht appetitlich, Fräulein."

Die junge Dame hatte gegen diese Feststellung nichts einzuwenden, und da gerade kein „Betrieb" war, setzte sie sich zu Hein Pinkert. Der erfuhr bald mehr von ihr: Susanne war aus Prag. In Konstantinopel gefiel es ihr nicht mehr so recht. War da eines Tages ein Korse aufgetaucht, Hausdiener in einem Hotel in Taxim. Der wollte sie unbedingt heiraten. Nein, dazu hatte sie keine Luft. So ein widerlicher schwarzer Kerl, gar kein hübscher, blonder Junge wie Hein. Ja, und der Hausdiener, der kam jeden Abend hierher und kollerte um sie herum wie ein Birkhahn. Nicht zu verwundern, sollten ja alle so häßlich sein, die Mädchen auf Korsika, daß sie lange Röcke tragen mußten. Bis auf die Schuhe. „Hab' ich doch nicht nötig, was Hein?" Fräulein Susannes reizende Waden entrissen Hein Pinkert ein begeistertes „Nee" und bestimmten ihn, die niedliche Kellne-

rin wenigstens an diesem Abend vor dem balzenden Korsen zu schützen.

Es dauerte freilich ein wenig lange, bis Hilarius Benedetti sich einstellte. Hein Pinkert war schon beim dreizehnten Glas Grog und längst beim traulichen Du angelangt, als der Korse eintrat. „Bon sojr tout le monde", sagte er und warf seine schwarzen Augen in alle Ecken. „Aaaah..." entdeckte er Hein und Susanne. „Baaah . . .", antwortete Hein Pinkert und legte seine biedere Rechte schützend um das Mädchen.

„Aaah, t'en as un oeil, Suzanne . . ." empörte sich Hilarius, doch Hein Pinkert schnitt ihm das Wort ab: „Nix parlewufrangsä! Hier ward Dütsch snakt. Merk di dat, min Jung!" Der Korse kochte vor Wut. Er stürzte auf Susanne, packte ihren Arm, wollte sie hochzerren: „Viens içi . . ." Weiter kam er nicht. „Ich heww di doch seggt, hier ward Dütsch snakt!" grollte Hein Pinkert und hieb ihm die Faust auf die Luke. „Chhh", schnappte Hilarius nach Luft und klappte zusammen.

Hein Pinkert kratzte sich den Kopf: „Wat seggst nu? Herr Simmatseder, was machen wir da?" Der Wirt besah sich den Schaden an der korsischen Kinnlade. „Nicht so schlimm", meinte er dann, „wenn wir ihn aufs Sofa legen, wacht er schon wieder auf . . . Aber", setzte er bedauernd hinzu, „ich glaube, es ist besser, Sie verschwinden. Man weiß nie, was die Polizei dazu meint. Und dann hat der Benedetti zu Hause ein Messer, einen halben Meter lang!"

Alles, was recht war. Aber mit fünfzig Zentimeter kaltem Stahl wollte Hein Pinkert nichts zu tun haben. „Ja", schwankte seine Zunge kummervoll, „dann müssen wir wohl Abschied nehmen, Susannchen." — „Was?" stemmte die Maid die Fäuste in die Seiten. „Und ich? Ich soll mich wohl hier abschlachten lassen? Nein, ich gehe mit. Ich bin jetzt deine Braut!" — „Braut?" kaute Hein Pinkert an dem Wort herum. „Braut?" Im Dunst des dreizehnten Glases Grog tauchte verschwommen eine Erinnerung in ihm auf, als ob er schon einmal etwas mit einer Braut zu tun gehabt hätte. Aber er fand sich da nicht so recht durch. „Schön", gab er also zu, weil die Zeit drängte, „Du büst meine Braut, aber up de „Annette Rievenstal" will de Olle keene Deerns hebben." Susanne überlegte einen Augenblick. Dann wußte sie Rat: „Dann geh ich eben als blinder Passagier, und außerdem zieh ich den Matrosenanzug an, den einer mal bei mir versetzt hat!"

Als Hein Pinkert am nächsten Morgen in seiner Koje aufwachte, wußte er nicht mehr, wie er an Bord gekommen war. Ihm schwebte nur etwas von einem fürchterlichen Schwips, von einem greulichen Anschnauzer vom Steuermann und von irgend einer großen Dummheit vor. Doch viel Zeit zum Überlegen blieb ihm nicht, denn auf der „Annette Rievenstal" ging schon der Anker hoch.

Erst im Marmarameer fiel Hein Pinkert ein, daß er die nächtliche Perastraße nicht allein hinuntergesegelt war. „Dunnerslag, wo steckt de Deern?" — „Hier, Hein", flüsterte es da über ihm, und unter dem Segeltuch eines Rettungsbootes lächelte Susanne hervor: „Mir geht es ganz gut, Schatz. Nur ein wenig hart liegt man hier, und Hunger hab ich auch." — „Verflixt ja", kratzte sich Hein Pinkert den Kopf. Eine schöne Suppe hatte er sich da eingebrockt. Dann aber ging er, um als braver Bräutigam eine Decke und einen Schlag Essen für Susanne zu holen. War doch ein treues Mädchen, und in der Freiwache hatten auch zwei Platz unter dem Segeltuch da oben. „Hein!" verdarb ihm da eine innere Stimme fast den Spaß.

Und doch schien sich Hein Pinkert mit dem Schicksal abgefunden zu haben, als er Susanne mitteilte, die „Annette Rievenstal" fahre schon um Kythera herum nach Norden. Da rief ihn der Koch: „Sollst zum Alten kommen." Hein Pinkert war die Sache nicht ganz geheuer.

„Pinkert", legte der Kapitän die Stirn in Falten und hielt einen Zettel in der Hand, „eben hat der Funker das Telegramm hier aufgefangen: „Matrose Pinkert hat Kellnerin Susanne Kapek an Bord geschmuggelt. Polizei Stambul". Na, Pinkert, wo ist sie?" — „In Boot sechs", sagte Hein Pinkert ehrlich, weil das Schwindeln doch keinen Zweck mehr hatte. Und dann erzählte er alles, so gut er sich daran erinnern konnte. „Warum haben Sie mir den Fall nicht gleich gemeldet!" schnauzte ihn der Alte an. Da warf sich Hein Pinkert in die haarige Brust: „Damens gegenüber sünd wi Hamborger Jungs jümmers Kafferliers!"

Da auch Kapitän Olekop ein Hamburger Junge war, so benahm er sich Fräulein Susanne gegenüber sehr höflich. „Bitte schön, kommen Sie 'runter, mein Fräulein", sagte er zu Boot sechs hinauf. „Sie sind leider entdeckt. Der Herr Simmatseder kann wohl ohne Ihre wertvolle Unterstützung nicht auskommen." Er half der verdutzten jungen Dame ritterlich beim Aussteigen. „Sehr hübsch", stellte er bewundernd fest, als ihm Fräulein Susanne dabei einen Augenblick ihre pralle Rückfront in der engen Matrosenhose zuwenden mußte. Und dann tat es ihm sichtlich leid, als er gezwungen war, dem blinden Passagier mitzuteilen: „Ich darf Sie nicht an Bord behalten. Von Patras aus gibt es aber einen durchgehenden Wagen nach Konstantinopel."

Der Abschied in Patras war herzzerreißend. Fräulein Susannes Tränen begannen erst dann langsam zu versiegen, als Hein Pinkert seine Brieftasche auskramte und ihr alles, was darin war, in die Hand drückte: „Nu heul' man nich, min Deern. Ich schreib dich auch von Hamborg 'ne Postkarte!"

Dann meldete sich Hein Pinkert beim Alten. „Nanu", wunderte sich der, „was ist denn jetzt los?" — „Ach, nix für ungut, Herr Kaptain", drehte Hein seine Mütze verlegen. „Ick wollt Sie nur danken, weil Sie die Susanne nach Hause geschickt haben. Wat har min Brut in Hamborg woll seggt, wenn ick mit de Kunstenopler Deern angeschippert wär! — Nee, Herr Kaptain", wurde er dann feierlich, „nie im Leben trinke ich mehr als zwölf Glas Grog auf einmal!"



Bunte Chronik



* **Der Mann mit 480 Namen.** In diesen Tagen führte ein kleiner Zwischenfall in den großen Boulevards von Paris zur Festnahme eines berüchtigten Hoteldiebes, der schon lange von der französischen Polizei gesucht wurde. Ein elegantes Auto stieß mit einem Motorrad zusammen. Die beiden Fahrer begannen, miteinander zu streiten. Beide mußten sich auf die Polizeiwache begeben, wo festgestellt wurde, daß der Autofahrer keinen Führerschein hatte. Im Laufe des Verhörs begann der Autofahrer nach Ausflüchten zu suchen. Es ergab sich, daß dieser Mann nicht weniger als 480 Namen führte. Sein richtiger Name lautete George Rosse. Alle anderen 479 Namen entsprachen den vielen Legimitationsurkunden und Papieren, die er sich bei den Hoteleinbrüchen angeeignet hatte. George Rosse hatte sich auf kleinere Hoteldiebstähle spezialisiert, die er fast täglich ausführte, entweder als Hotelgast oder als Besucher. Er führte grundsätzlich keine Diebstähle bei Damen aus, und zwar nicht aus besonderer Rücksicht auf das schöne Geschlecht, sondern aus der Überlegung heraus, daß die Frauen sofort um Hilfe schreien und das Hotelpersonal alarmieren, während die Männer sich meistens schweigsam in ihr Schicksal fügen. Das Geschäft war lohnend und brachte dem Diebe im Laufe des letzten Jahres ca. eine Million Franks ein. George Rosse konnte ein luxuriöses Leben führen und sich ein schönes Auto halten. Seltsamerweise wurde ihm das Auto zum Verderb.

Lustige Rundschau



* **Wien.** Der Billeteur des sommerlich leeren Wiener B . . . theaters wollte mich nicht in den Saal reinlassen. „Z'erscht müssens den Schpazierstock in der Gardrob abgebn", sagte er streng, „dös is a polizeiliche Vurschrift!" Ich drückte ihm einen Schilling in die Hand, den Spazierstock dazu, und bat ihn, die Sache zu regeln. Der Billeteur verstaute das Geldstück behutsam in der Westentasche, dann gab er mir den Stock zurück und sagte: „Ah was, b'halten's den Stock, 's kümmert si' ja eh ka Katz um so bleede Vurschrift'n!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.